3. August 1939 Nummer 178

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(8. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Copyrigth 1928 by Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa

„Ich bin wirklich besorgt um Sie, Herr Hofmeister. Was soll das werden, wenn Sie sich dermaßen erregen und mich wie einen Strohwisch behandeln. Ich bin das nicht gewöhnt, Herr Voigt. So — lala verfährt man nicht mit mir. Was eben war, Herr Hofmeister, das mußte sein, es war absolut notwendig. Daß ich einen Ochsen bändigen kann, glauben Sie mir jetzt wohl und können es der gnädigen Frau in die Hand schwören. Ich kann auch noch anderes, das können Sie ihr auch sagen und können ihr weiter sagen, daß ich für meine Person nicht mehr und nicht weniger begehre als das, — um mit den Worten der gnädigen Frau zu reden — jeder gesittete Mensch von nicht weniger Gesitteten verlangen kann. Ich — beuge mich, weil ich muß, weil die Verhältnisse mich zwingen, aber ich richte mich wieder auf, so wahr Sie der Hofmeister unserer lieben Frau auf Finkenschlag sind. So, nun genug der Worte! Hier meine Hand, Herr Hofmeister, Sie sollen mein Vorgesetzter sein, als solchen will ich Sie achten und respektieren. Was wir hier zusammen erlebten, soll niemand erfahren. Einverstanden?"

Zögernd legte der Hofmeister seine Hand in die Sohrs.

Sohr hielt sie fest und öffnete mit der Linken die Tür, damit die Draußenstehenden Zeuge dieses Händedrucks sein und sich denken konnten, was sie wollten. Dann sagte Sohr:

„Es wird gut sein, Herr Hofmeister, wenn Sie sich den Leuten zeigen und mich in meine Obliegenheiten einweihen. Die Gesellschaft denkt sonst, Sie seien gestorben."

Der Hofmeister, der seine volle Fassung wiedergewonnen hatte, blieb vor der Tür stehen. Die Situation mußte er retten. Später würde man sehen, was sich tun ließ, um dem frechen Patron ein Bein zu stellen.

„Allerhand Hochachtung, Sohr!" sagte er, „was mir da drinnen passiert ist, hätte ich mein Lebtag nicht für möglich gehalten. Ich ärgere mich darüber und freue mich doch auch. Jedenfalls sind Sie einmal schon im Leben um die Ecke gegangen. Daß Sie das reparieren, glaube ich und wenn Sie nur halbwegs auf dem Posten sind, sollen Sie in mir einen Mann finden, der für sowas Verständnis hat."

„Das soll ein Wort sein, Herr Hofmeister," damit gingen sie nach dem Pferdestall.

Und nach einer Viertelstunde ungefähr stolperte der Hofmeister Voigt über das holprige Pflaster dem Herrenhaus zu — seiner Gnädigen Bericht zu erstatten. Was er ihr erzählt hat, hat niemand erfahren.

3.

Es war Sonntag nachmittag. Der zweite Sonntag, den Sohr auf Finkenschlag bedienstet war.

Das Gut war wie ausgestorben — zwischen drei und sechs Uhr war Freizeit.

Die Knechte saßen in der Kneipe. Wo sollten sie auch anders sitzen am Sonntag? Luft hatten sie in der Woche genug. Sonntags brauchten sie Alkohol, den Brodel der Wirtsstube und die Lunge voll Tabaksqualm, sonst war ihnen nicht wohl. Das nannten sie dann richtig: was anderes.

Und die Mägde?

Die hatten sich auch mal die Hände gewaschen und „schön" gemacht und waren auf einen Sonntagsnachmittagsklatsch aus. Dazu genügte ja die Zeit von drei bis sechs.

Frau Kaden mit ihrem Sohnemann war über Land zu Gast geladen.

Sohr saß auf seinem Bänkchen unter dem Nußbaum im Garten.

Da war ihm wohl wie vor Monaten unter den Bäumen im Garten der Charitee! Niemand störte ihn im Denken. Und er mußte denken.

Das Leben hatte ihn angehaucht, so im Vorbeigehen erst, nur flüchtig aber doch bemerkbar. Es hatte sein Recht an ihm geltend gemacht und Sohr hatte aufgeschaut und die Ohren gespitzt.

„Aufrichten, hochkommen," das war es, was ihn erfüllte.

Sie hatten ihn klein gekriegt, die großen und kleinen Gauner seiner näheren und weiteren Heimat. Mochten sie! Es war vorbei. An ihm war es nun, sich weiter auf die Beine zu stellen. Geld machen, das war es, was er mußte, den Anfang schaffen, der so schwer war.

Aber, lieber Himmel, wie nur, wie? Mit sechzig Mark Monatslohn konnte man über dem Aufrichten sterben. Immerhin, in drei Monaten waren es einhundertundachtzig und dafür bekam man ein Saugfohlen. Wenn alles gut ging, war das Tier in zwei Jahren achtzehnhundert Mark wert, vielleicht auch mehr. Und wenn man sparsam war, sich seine Zigaretten selbst drehte, jeden Abend — jeden Sonntag wie heute — konnte man in zweimal zwölf Monaten drei bis vier Tausender zusammen haben.

Das war dann wenigstens der Anfang vom Anfang.

Und wie war das doch? Galt er nicht als tüchtiger Landwirt, dessen fachliche Abhandlungen vor Jahren die landwirtschaftlichen Zeitschriften gut honorierten?

Und konnte das, was vor Jahren war, nicht wieder werden?

Nur die Geduld nicht verlieren und das Dienen lernen. Das mußte er, aber auch das würde gehen. Einen krummen Rücken machen müssen, hatte er ja nicht nötig. Man kannte ihn ja. Im Herrenhause und auf dem Hofe wußten sie Bescheid. Nur das war bitter, daß er bei allem, was auf Finkenschlag geschah, an heim denken mußte.

Heim — nein, das hatte er ja nicht mehr — also: Vergleiche zog mit dem, was ihm einst gehörte. Und alles, was sich vorfand auf Finkenschlag, forderte zu Vergleichen heraus. Nichts war, was er teilnahmslos betrachten konnte.

Und wenn er, wie jetzt, die Arme auf den Sitz gestützt, den Körper zurückgebeugt, in die Laubkrone zu seinem Haupte starrte, stieg doch dieses Heim, das er verloren, vor seinem Geiste auf und ließ ihn sein Verlassensein wie einen körperlichen Schmerz empfinden.

„So in Gedanken, hoher Herr?"

Sohr zuckte zusammen und blickte erschrocken auf. Die Mamsell war es, die vor ihm stand.

„Das müssen ja wunderliche Gedanken sein, die Sie so der Welt entrücken. Dreimal habe ich mich bemerkbar gemacht. Da Sie nicht hörten, nahm ich an, Sie seien in dieser unmöglichen Stellung eingeschlafen und wollte Sie wecken."

„Entschuldigen Sie, Fräulein Kerst. Ich habe Sie wirklich nicht kommen hören."

„Brauchen sich nicht entschuldigen, rücken Sie lieber 'n Stückchen zu, ich möchte auch 'n bißchen sitzen."

Sohr tat es.

„Bitte, Fräulein! Ich weiß die Ehre zu schätzen."

„Unsinn — Ehre zu schätzen. Ich weiß ganz genau, daß Sie lieber allein sind, als in meiner Gesellschaft."

„Und wenn Sie das wissen, warum kommen Sie da?"

„Weil Sie nicht immer allein sein sollen und weil allein sein müssen verbittert macht."

Sohr sah die Mamsell von der Seite an, sagte aber nichts. Er war sich über die Motive ihres Hierseins noch nicht klar.

„Warum sehen Sie mich so verwundert an? Sie vermuten gewiß Besonderes hinter meinem Besuche und glauben nicht so recht an meine Uneigennützigkeit und Fürsorglichkeit?"

„Jedenfalls wüßte ich nicht, womit ich die letztere verdient hätte."

„Wenn uns im Leben immer nur das würde, was wir verdient haben, wären wir allesamt sehr arm."

„Hm, aber oft sind wir auch nur deshalb arm, weil uns das ward, was wir nicht verdient haben."

„Warten Sie mal — das muß ich erst mal verdauen," sagte Fräulein Kerst und faltete die Hände überm Knie.

Es war das erstemal, daß Sohr mit ihr allein sprach. Unter den Augen ihrer Herrin war sie zurückhaltender, fast unfrei und gedrückt.

Im Beisein Frau Kadens sprach sie nur das, was sie mußte. Ob sie sich beengt fühlte in ihrem Wirkungskreis oder ob sie sich der Herrin gleich achtete an Können und Besitz? Bauern sind oft sonderbare Leute und wie Könige stolz.

Wie sie so dasaß, nachdenklich, sinnend, den Kopf gegen den Baumstamm gelehnt und die dunklen Augen, die wie weicher Sammet waren, in weite Fernen gerichtet, sah sie sehr hübsch aus.

„Ich hab's," sagte sie zu Sohr, sah ihm gerade in die Augen und ihre Stimme klang dunkel, als sie fortfuhr: „Ist es Ihnen so ergangen?"

„Ich glaube."

„O," sagte sie bedauernd und nach einem langen Schweigen fragte sie leise: „Und deshalb sind Sie hier?"

„Es scheint so."

„Warum sagen Sie: Es scheint so? Warum sagen Sie nicht ja oder nein? Ist es Ihnen denn so sehr unangenehm, wenn ich frage?"

„Das nicht, aber man spricht nicht gern von Vergangenem."

„Warum nicht? Es ist das einzige, worin wir nicht irren, wenn wir ehrlich sind, weil es das einzige ist, was wir wissen. Und wenn das Vergangene nicht so war, wie wir es wünschten, so lag das selten an uns, vorausgesetzt, daß wir ein Gewissen hatten und nach ihm gehandelt haben."

„Sie reden weise Worte, junge Dame."

Fräulein Kerst wurde unwillig.

„Schon wieder diese Ironie. — Nehmen Sie mich nicht für voll."

„Bin ich ironisch?"

„Wie müssen Sie verbittert sein, daß Sie das nicht empfinden."

„Sie dürften irren, Fräulein Kerst, ich bin vollkommen zufrieden."

„Augenblicklich vielleicht, weil Sie ausgeschirrt sind. An Wochentagen, mit dem Joch im Nacken, ist es offensichtlich, daß Sie es nicht sind."

„Woraus wollen Sie das schließen?"

„Aus Ihrem Sich-Geben, aus allem, was Sie tun und lassen."

„Zum Beispiel?"

„Wenn ich sehe, mit welcher Unlust, fast könnte man sagen körperlicher Qual, Sie sich zu Tisch setzen, müßte man schon mit geistiger Blindheit geschlagen sein, wenn man nicht seine Schlüsse ziehen wollte."

„Und die wären?"

„Daß Sie noch nie in einer Gesindestube gesessen und nur von gedeckten Tischen gegessen haben."

„Sie beobachten scharf."

„O, ich sehe noch mehr. Nur darüber bin ich mir nicht klar, warum Sie alle, die auf Finkenschlag leben, bis auf zwei, ostentativ ablehnen?"

„Wer sind die zwei, Fräulein, die ich nicht ablehne?"

„Der kleine Kaden und der alte Hinzelmann. Der Jüngste und der Aelteste sind ausgerechnet der Herrensohn und der Schweineknecht."

„Es wird schon seinen Grund haben."

„Dessen bin ich überzeugt. Darf man ihn wissen?"

Die Frage war Sohr peinlich. Was gingen dem Mädchen seine Gedanken und Empfindungen an? Was kümmerte es sie, daß er seine eigenen Wege ging und sich abseits hielt? War ihr Hiersein eigener Eingebung entsprungen oder frug sie ihn in anderer Auftrag? Wollte sie sich mitteilen oder wollte sie horchen?

Mißtrauisch blickte Sohr das Mädchen an.

Dieses ahnte seine Gedanken und eine leichte Röte färbte seine Wangen als es sagte:

„Wenn Sie nicht antworten mögen, Herr Sohr, lassen Sie es. Ich frage aus Teilnahme und nicht aus Neugierde. Die Neugierde wird ungeduldig, die Teilnahme kann sich bescheiden."

„Nun denn," begann Sohr, „wenn Sie aus Teilnahme fragen, sollen Sie die Antwort hören: Beide — der kleine Kaden und der alte Hinzelmann — sind ärmer als ich, der eine an Erfahrung und Liebe, der andere an allem, was einem Menschen vor anderen

wenigstens die kleinste Beachtung zu sichern vermag. Beiden kann ich etwas geben und beiden bin ich etwas."

„Und allen anderen sind Sie nichts oder wollen Sie nichts sein?"

„Wenn ich die anderen besser kennen würde, vielleicht."

„Sie kennenzulernen, haben Sie kein Bedürfnis?"

„Nein! Man muß mir schon entgegenkommen. Ich dränge mich nicht auf und strenge mich auch nicht gern an. Es muß schon ein Mensch sehr in Not sein — innerer und äußerer, und Not im weitesten Sinne genommen — bevor ich mich nach ihm umsehe."

„Das verstehe ich nicht recht. Nach Menschen, die nicht in Not sind, wenden Sie sich nicht um?"

„Nicht mehr, Fräulein Kerst. Früher habe ich mich zuweilen auch nach anderen umgewendet, nach schönen, liebenswürdigen, leuchtenden oder klugen Menschen. Heute ist das vorbei."

„Und der Grund ist?"

„Enttäuschung! Man merkt nur zu bald, daß es mit Schönheit, Liebenswürdigkeit und Klugheit nicht weit her ist. In der Regel ist man dem Scheine nachgegangen und hat sich blenden lassen. Die Not ist die einzige Wahrheit. Die Not sieht man immer und meilenweit selbst durch fingerdicke Schminke, weil sie zu verbergen niemand imstande ist."

Sohr schwieg und Fräulein Kerst nickte zustimmend vor sich hin, dann sagte sie offen und schlicht:

„Die Richtigkeit Ihrer Ansicht finde ich an Ihnen bestätigt."

Und Sohr erwiderte ernst: „Darum, mein Fräulein, hüten Sie sich vor der Not," stand auf und deutete nach der Straße: „Dort kommt die gnädige Frau."

„Wahrhaftig! Und bringt Besuch mit. Nun ruft die Pflicht. Die Automaten werden aufgezogen."

Beide gingen nach dem Hof, behilflich zu sein beim Aussteigen und Abspannen, denn Frau Kaden war ohne Kutscher gefahren.

Sohr öffnete das Tor. Ohne halten zu müssen, fuhr die Herrin von Finkenschlag an der Freitreppe vor.

Neben ihr saß ein Herr, sehr steif und sehr elegant, mit hagerem Gesicht und einer Nase, die wie der Schnabel eines Geiers war. Man hätte annehmen können, der Fremde habe nicht genug zu essen oder sei krank, so hager war er. Da er aber mit Frau Kaden fuhr, traf das erstere kaum zu, und da die Haut braunrot getönt war und gesund aussah, das letztere nicht.

Das Gesicht kam Sohr bekannt vor. Genauer hinzusehen, verbot ihm der Takt, außerdem hatte er mit dem Ausspannen zu tun. Und wenn sich auch seine Vermutung als richtig erweisen sollte, kam die Unannehmlichkeit noch zeitig genug.

Der Herr hatte Frau Kaden beim Absteigen stützend die Hand geboten und streckte jetzt dem kleinen Kaden die Arme entgegen, ihn vom Wagen zu heben. „Komm, Claus, hopp."

Der aber wehrte ab. „Nein, Onkel, nicht hopp. — Sohr soll mich vom Wagen heben und reiten lassen."

(Fortsetzung folgt)

Lyssa

Von Karl Schaper.

Die rauchige Schifferkneipe ist erfüllt von Gläserklirren und Stimmengesumm. An den wenigen weißgescheuerten Tischen sitzen eckige Gestalten. Zuweilen tönen die Klänge eines Grammophons vom Schanktisch her, oder Gelächter aus rauhen Kehlen begleitet einen derben Witz. Nur an dem Tisch in der Ecke unter dem niedrigen Fenster herrscht Stille, denn eben lehnt sich der weißhaarige Jens behaglich zurück, schaut einen nach dem anderen seiner Tischkameraden forschend an, nimmt einen tiefen Schluck aus dem Grogglas und beginnt bedächtig:

„Die merkwürdigste Geschichte meines Lebens? — Das ist wohl die Sache mit Lyssa."

„Aha, ein Mädel!" fällt einer aus der Runde ein.

„Nein, du Grünschnabel!" blitzt ihn der Alte an: „Lyssa war eine Polarhündin."

Als fürchte er das Gelächter, das für einen Augenblick in den Gesichtern seiner Hörer aufblitzen will, fährt er hastiger fort:

„Ich fuhr damals auf der „Wana", einem Robbenfänger. An Island vorbei steuerten wir dem hohen Norden zu, bis wir die Eisgrenze sichteten. Dort drehten wir bei und nahmen unsere Arbeit auf. Anfangs mühten wir uns vergebens. Erst nach Wochen lohnte sich unser Werk. Dann aber war der Fang so gut, daß wir über unserem Eifer ein wenig die Zeit vergaßen. Die Kälte brach früh im Herbst ein, rings schloß das Eis einen Kreis um uns, und an einem der nächsten Morgen war auch unsere schmale Fahrrinne gefroren. Wir saßen fest und mußten überwintern.

Das war an sich nicht so schlimm. Vorräte hatten wir für diesen Fall an Bord, und wenn das Eis unsere Schiffswand nicht allzu sehr drückte, wollten wir uns gern in das Unvermeidliche fügen. Langeweile empfanden wir vorerst nicht. Vier Polarhunde hatten wir bei uns, die mitgeführten Schlitten wurden klargemacht, und Tag für Tag ging es hinaus über die spiegelblanke Fläche, bis daß wir fast die Masten unseres Schiffes aus den Augen verloren; oder wir kletterten in den mächtigen Blöcken herum, die sich vor einem nahen Eisberge türmten.

Die Tage vergingen, und die Sonne sank tiefer und tiefer hinter dem Horizont, und endlich blieb sie ganz aus. Die dauernde Dämmerung lähmte unseren Tatendrang. Immer stiller ward es an Bord, und eine trübe Stimmung griff um sich.

Unter unseren vierbeinigen Kameraden aber befand sich Lyssa, eine Hündin; und bald sollten wir erkennen, daß diese auch noch zu was anderem gut war, als nur zum Schlittenziehen. Erfinderischer als wir im Entdecken neuer Spiele, zeigte sie sich willig und gelehrig in allen Dingen, vom Oeffnen der Kajütentür bis zum Aufschnappen zugeworfener Leckerbissen. Was Wunder, daß sie alle Mann lieb gewannen, trotz ihres eigentlich häßlichen Aussehens, das nur durch die treu strahlenden Augen gemildert wurde.

Als nach sehnsüchtigem Warten die Sonne wieder von ferne herübergrüßte, unternahm ich mit einem Kameraden wieder den ersten Entdeckungsgang zum nahen Eisberg. Lyssa trabte schnuppernd an unserer Seite. Wo sich der erste Schneehügel wölbte, hielten wir an, denn die Hündin gab eigenartig drohende Laute von sich. Gerade noch konnten wir zu unseren Gewehren greifen, da schob sich langsam der gelbweiße Leib eines stattlichen Eisbären hinter einem glitzernden Block hervor. Nur wenige Schritte trennten uns, die Bestie richtete sich brummend auf. Kurz hintereinander krachten unsere Schüsse. Der Bär wälzte sich einigemale, dann lag er still.

Auf dem Schiff hatte man das Knallen gehört. Laut rufend nahten unsere Kameraden. Wir winkten ihnen schon von weitem frudig zu, als uns Lyssas heiseres Knurren abermals zur anderen Seite sehen ließ. An derselben Stelle wie vorhin stand der Bär — aber nein, ein anderer, die Bärin. Diesmal drohte die Bestie schneller zu sein als wir, doch vor dem jähen Ansprung unserer treuen Hündin stutzte sie beim entscheidenden Angriff. Die Sekunde genügte; zum zweiten Male brach sich das Echo unserer Schüsse an der nahen Bergwand.

Dicht nebeneinander lagen die beiden mächtigen Tiere, als unsere Kameraden, keuchend vom schnellen Lauf, uns nur noch zur doppelten Jagdbeute Glück wünschen konnten. Das Erzählen nahm eine ganze Zeit in Anspruch. Plötzlich aber bemerkten wir, Lyssa ist verschwunden. Nach kurzem Rätselraten fanden wir die Lösung. Sie war der Bärenspur gefolgt. Wir setzten ihr nach, höher ging es den Hang des Eisberges hinauf, bis zu einer zerklüfteten Höhle. Jeder drängte herzu und schaute überrascht das kleine Wunder. Zusammengekauert lagen zwei winzige Bärlein, und über sie gebeugt stand Lyssa und beleckte sie zärtlich. Durch nichts ließ sie sich da herauslocken. Wir sahen schließlich ein, daß wir sie gewähren lassen sollten. Nachdenklich gingen wir unseren Weg zurück und schafften schließlich Felle und brauchbares Fleisch der erlegten Bären an Bord.

Noch am Abend zogen wir wieder zu zweien hinaus, nahmen Decken und Fleischknochen mit und suchten Lyssa auf. Nie

werde ich das Bild vergessen, das sich uns dort bot. Das treue Tier lag ausgestreckt da und säugte seine possierlichen Pflegekinder. Dankbar schaute die Hündin zu uns auf, als wir eine Decke für sie ausbreiteten; nur ihren Bärenkindern durften wir nicht zu nahe kommen, sonst ließ sie ein warnendes Knurren hören.

Keinen Tag wich sie mehr von der Stelle. Immer wieder wanderten wir zu ihr hinaus, und immer wieder baten wir unseren Kapitän, die Tiere an Bord nehmen zu dürfen. Aber der mürrische Mann schlug uns unseren Wunsch rundweg ab. Ganz unrecht hatte er ja auch nicht, denn das schmale Deck beherbergte so schon genügend Getier.

Das Thermometer stieg, das Eis schmolz und eines Tages schwamm die „Wana" in freiem Wasser. Aber wir begrüßten dies Ereignis, das wir erst so sehnlich erwartet hatten, nur mit gemischten Gefühlen. Der Alte drängte zur Abfahrt. Mit Decke und Leine zogen wir los, um Lyssa zurückzuholen. Aber der erwartete Kampf blieb aus, sie gehorchte der Leine nach kurzem Zögern. Nur zuweilen wandte sie den Kopf. Sicher glaubte sie, daß wir sie nicht von ihren Schützlingen trennen wollten, sondern ihr diese nachbrächten.

Als die Hündin dann an Bord war, und wir in rascher Folge Anker lichteten und Segel setzten, wurde sie jedoch unruhig und lief ängstlich auf Deck hin und her. Langsam drehte die „Wana" ab. Da stand Lyssa wie erstarrt am Heck; als der Wasserstreifen zwischen Eis und Bordwand sichtbar breiter wurde, begann sie kläglich zu winseln. Wie unter einem Zwang blickten wir alle zu ihr hinüber, und plötzlich bellte sie laut auf, ein mächtiger Satz über die Reling und das Wasser spritzte hoch auf. Wir alle eilten zum Heck. Dort schwamm die Hündin dem Ufer zu. Sie sprang hinauf und lief, ohne sich umzusehen. Stumm schauten wir ihr lange nach, bis sie hinter dem fernen Eisberg unseren Blicken entschwand. Ein Sonnenstrahl vergoldete die glitzernde Spitze des Eises."

Der ewige Bräutigam von Chios

Von Götz v. Niebelschütz.

Vorsichtig klettert Chios, die Inselhauptstadt, an den Hafenhängen empor. Vorsichtig auch und bedachtsam sind die Menschen, die dort leben. Weit kamen sie immer. Stets brachten sie's zu etwas in der Welt. Mit wägendem Verstande.

Einer wollte heiraten. Aber sein Entschluß ward nicht gern gesehen. Denn aus Paros war die Braut, von der Kykladeninsel, die das verbündete Andros einst verriet. Es ist Jahrtausende her. Aber die Schandtat blieb unvergessen bis auf den heutigen Tag. Sehr wach ist in diesem Volk das Wirken ferner Zeiten.

„Ma dhen thelo ap' tin Paro —, mite kotta jia tin paro — mite avgo, mite korko — mite prama thilika!" — Wenn die Chioten den Jannis sahen, den Seidenraupenzüchter, der die Pariotin heimführen wollte, sangen sie: „Nichts will ich, was aus Paros kommt! Kein Huhn, kein Ei, das Gelbe nicht einmal — noch irgend etwas Weibliches aus Paros!".

Und alle seine Freunde warnten ihn vor einer Frau, deren Vorväter vor zweieinhalb Jahrtausenden betrogen hatten. „Sie wird dich verraten", sagten sie. „Tha anapariasi!", denn noch heute lebt es, dies zurechtgesuchte, aus dem Inselnamen Paros verbogene Wort. Frisch ist die Erinnerung über Generationen hinweg. Und vorgestern, glaubt man, hat Paros die Schwesterinsel preisgegeben.

Jannis aber, der Mann aus Chios, pfiff auf die Geschichte. Hübsch war Archondula, reich und blut jung dazu. Alle Ratschläge kümmerten ihn nicht. Und doch: im Grunde seines Herzens blieb er ein Chiot. Zu vorsichtig war er, als daß ihn seine Liebe gänzlich blind gemacht und den Verstand schon ganz getrübt hätte. Bedachtsam machte er sich an sein Werk, immer besorgt, nicht zu weit zu gehen — ehe es keinen Zweifel mehr gab an Archondulas Treue. Und sorgfältig prüfend trachtete er, sich nichts zu vergeben. Zeit nahm er sich nach Chiotenart.

Jede Nacht schlich er heimlich zu Archondulas Haus. Begleitet von seinem besten Freunde. Denn nur zu zweit gehen ja die Chioten seit altersher, um sich nötigenfalls beizustehen, geschützt zu sein, einer durch den andern, und nicht zuletzt, damit der eine höre, was dem andern etwa doch entging.

Dreimal klopfte Jannis leise an die Pforte, wartete, und salbungsvoll sprach er dann im Dialekt von Chios, über den sich — mehlspeisweich und anschmiegsam — die andern Griechen lustig machen: „Archondu!? — Archondu??! — — — Ikussès-to?" Hast du das gehört?

Und „Ikussà-to, Tsanni!" haucht Archondula: Ich habe es gehört!

„Gut! Morgen wieder!" — Und er verschwand.

So ging es monatelang. Und Jahre. Und Jahrzehnte. Wenn es dunkel war, pochte er die drei Male, vernahm, daß sie es gehört hatte, und versprach die Wiederholung für die nächste Nacht.

Dann aber, einmal, da antwortete sie nicht mehr, seine Angebetete. Zum erstenmal.

„Archondu!!??" wiederholte er unruhig. „Archondu!!?? — — Ikussès-to???"

Umsonst wartete Jannis. Und besorgt kraulte er sich den Bart, der lang geworden war und schlohweiß mit den Jahren.

„Archondu!!?? — —"

„Gehen wir!" sagte endlich der Freund, der ihn begleitet hatte, jahrzehntelang, auf diesem nächtlichen Gang. „Gehen wir! Sie ist taub geworden und alt wie du!"

So endete eine Liebe

Von Werner Gieseking.

Es regnete, und die Menschheit stand an einem Scheidewege: entweder nach Hause oder ins Kaffeehaus oder ins Kino.

Oskar wollte erst später ins Kino. Vorher gedachte er noch etwas Interessantes zu lesen, um seine Denkkraft, die ja an Regentagen stark leidet, tauglich eins zu erhalten.

Daher ging Oskar ins Kaffeehaus. Hier las er tatsächlich etwas Interessantes. Es waren die Abenteuer eines Junggesellen, der immer, jedoch erfolglos versuchte, bei netten Mädchen vor Anker zu gehen.

Geschieht ihm ganz recht, diesem Anfänger! Sollte mal bei mir in die Schule gehen! So ähnlich dachte Oskar, der, wie man jetzt mit Erschrecken sieht, es faustdick hinter den Ohren hatte.

Dachte es also und vertiefte sich in eine andere Kurzgeschichte. Sicherlich hätte er auch diese zu Ende gelesen, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das man nur als aufwühlend bezeichnen kann.

Als Oskar nämlich nur mal so nebenbei von der Illustrierten aufblickte, traf es ihn aus veilchenblauer Netzhaut. Er zuckte unter dem weiblichen Blick zusammen wie einer, der aus Versehen eine schadhafte Lichtleitung berührt hat. Eine Blutwelle schoß... aber was soll das lange Reden: Oskar erlebte eben jenes Phänomen, dem die Wissenschaft die Bezeichnung „Liebe auf den ersten Blick" verliehen hat.

Die oder keine! Also sprach Oskar zu sich und begann weiter zu lesen, d. h. er tat nur so. In Wirklichkeit war er über den Rand der Zeitschrift hinweg in ein Blickgefecht verwickelt, wie es heißer in der Sittengeschichte der Völker vielleicht noch nie ausgefochten wurde.

Dazu jagten sich seine Gedanken wirr wie die eines Einkreisungsredners im Unterhaus. Aber schließlich hatte er einen brauchbaren Einfall. Ich werde mit ihr ins Kino gehen! Beschloß er.

Und ließ die Illustrierte sinken sowie die Pupillen kurz nach links, in Richtung Ausgang, zucken. Alsdann klappte er die Augenlider ein paarmal bedeutungsvoll auf und zu. Das war wohl vielsagend genug!

Hierauf erhob er sich siegesgewiß und schritt hinaus, nicht ohne vorher die Gesamtzeche bezahlt zu haben. Drei große Stücke Ananastorte hatte das Fräulein gegessen. Aber sind nicht für solche Abenteuer schon höhere Preise gezahlt worden?

Jetzt schnell nach draußen und allen zur Verfügung stehenden männlichen Charme in treffsicherer Bereitschaft halten!

Doch das Schicksal geht seltsame Wege! Und auf einem solchen kam plötzlich Direktor Schnuller, Oskars Chef, gegangen. Das ist der einzige Mann auf dem Erdenrund, dem Oskar niemals „Nein" sagt.

„Sie kommen mir wie gerufen!" rief Direktor Schnuller erfreut, als Oskar von der Drehtür des Kaffeehauses auf den Bürgersteig gespien wurde. „Sicherlich haben Sie mich kommen sehen! Das ist nett von ihnen, dann können Sie gleich mit mir ins Kino gehen. Ich habe nämlich zwei Freikarten und möchte die eine nicht verfallen lassen!"

So endete eine Liebe. Wie, Sie sind mit diesem Happyend nicht einverstanden!? Sie sollten sich was schämen, lieber Leser. Bedenken Sie denn gar nicht die Folgen dieses Abenteuers, vor denen Freund Oskar — gottlob — verschont blieb?

O ja, glauben Sie mir, es ist schon besser, daß ihm der Anblick erspart blieb, wie sich gleich nach seinem Fortgang das Fräulein mit den drei gegessenen und schon bezahlten Ananastortenstücken gierig auf die lang und heiß ersehnte Illustrierie gestürzt hatte!